1. Aprilblau

England 1844

„Isabelle sagt, morgen kommt ein Mann zu uns, Mutter. Wer ist er?“ Annie Carraway spähte vom Dachboden, auf dem sie und ihre jüngeren Schwestern schliefen, in die Wohnstube hinunter. Ihre flachsblonden Locken lagen wie ein Kissen unter ihren goldbraunen Wangen. Ein dünner Strahl der Aprilsonne hatte sich durch das Loch im Dach gezwängt. Sie lag einen Augenblick ruhig da und ließ sich an diesem Mittwochmorgen von der Sonne die rechte Wange wärmen, bis sie so heiß glühte wie der Ärger, der sich in ihr angestaut hatte.

„Nur ein Bauer, der uns einen Höflichkeitsbesuch abstattet.“

„Aber er kommt doch, um dich zu sehen?“

„Annie, hast du heute morgen schon die Eier geholt?“

„Ja, Mutter. Sie sind in der Küche.“ Sie setzte sich auf und schaute zur ihrer Mutter Constance hinunter in den Wohnraum unter sich.

„Ich wünschte, ich würde mich nicht die ganze Zeit so müde fühlen.“ Ihre Mutter seufzte.

„Ist dieser Bauer verheiratet?“

„Worauf willst du hinaus, Annie?“

„Ich wollte nur wissen, warum ein vollkommen Fremder zu uns ins Haus kommt.“ Annie, die in London geboren war, sprach ihre Worte immer gesto-

chen scharf aus. Ihr sauberer britischer Akzent ließ sie älter klingen, als sie mit ihren zwölf Jahren eigentlich war. Ohne ihre Mutter anzusehen, legte sie sich wieder auf den Rücken.

„Hör auf, mit diesem Schuh zu spielen, Annie. Du machst das Loch nur noch größer."

Sie hatte ihren rechten Schuh ausgezogen und untersuchte ihn. Dabei fuhr sie mit dem Finger um das Loch in der Sohle. „Ich hasse es, arm zu sein." Sie warf den Schuh zur Seite, nahm einen Faden und wickelte ihn sich um die Finger, bis sie einen verworrenen Knoten hatte. Sie konnte noch nie richtig ein Fadenspiel machen, und jetzt erschien es ihr auch wie eine Zeitvergeudung. Sie schüttelte ungeduldig ihr Handgelenk aus, und der schwere Faden segelte auf den Boden unter ihr hinab. Sie setzte sich auf und ließ die Beine über die Kante der rechteckigen Dachbodenluke baumeln.

„Was hast du denn schon wieder angestellt?", wollte ihre Mutter wissen. „Deine Beine sind ja grün und blau."

„Das weiß ich nicht mehr." Annie zog die Beine wieder nach oben und streckte sie in die Luft.

„Dann achte darauf, dass sie immer schön von deinen Röcken bedeckt sind. Die Frauen von der Kirche werden meinen, ich schlage dich."

„Warum müssen sie denn kommen?"

„Ich bin Witwe. Sie glauben wahrscheinlich, das sei ihre Pflicht."

„Sie sagen nie etwas Gutes."

„Sei still! Ich lasse nicht zu, dass du schlecht über sie redest."

Annie ließ ihre nackten Füße wieder durch die Öffnung hängen. Sie hatte die letzten fünf Jahre ihres jungen Lebens in Devonshire verbracht, und sie konnte sich an kein einziges Mal erinnern, dass die Frauen zu Besuch gekommen wären, solange ihr Vater noch lebte. Aber Ralph Carraway hatte nie die Schwelle einer Kirche übertreten. Nachdem sie jahrelang die Kinder allein mit zur Kirche genommen hatte, hatte Annies Mutter es schließlich aufgegeben und war sonntags mit ihm zu Hause geblieben. Seit seinem Tod aber hatten die Carraways keinen einzigen Sonntagsgottesdienst versäumt.

„Ich wüsste gern, wie es deiner Kusine Doris inzwischen in Paris geht. Das Mädchen kann sich glücklich preisen."

„Bestimmt gefällt es ihr dort überhaupt nicht. Doris gefällt nie etwas."

Der Gedanke, dass ihre reiche Kusine Doris Dearborn nach Paris zur Schule geschickt worden war, versetzte Annie einen Stich ins Herz. Da ihr Vater ein wohlhabender Richter war, hatten Doris und ihre Geschwister nie schwere Zeiten erlebt. Trotz ihrer angeborenen Höflichkeit ließ Doris ihre ärmeren Kusinen spüren, dass sie ihnen nur aus einer Verpflichtung heraus ihre Aufmerksamkeit schenkte. Annie dagegen schätzte Doris als einfältig ein, die der gebildeten jungen Männer, die ihr bestimmt bald den Hof machen würden, nicht wert war. Sie selbst war bestrebt, sich

um ihre verwitwete Mutter zu kümmern, eine Aufgabe, die sie noch in derselben Woche, in der ihr Vater starb, als ihre Pflicht übernommen hatte.

Annie fiel auf, dass ihre Mutter ruhig geworden war. Sie setzte sich auf und sah, dass sie aus dem Fenster starrte. Jedes Mal, wenn sie ihre Mutter so traurig aus dem Fenster schauen sah, überkam sie eine lähmende Furcht.

„Ich hoffe, diese Frauen bleiben nicht lange“, sagte Constance.

„Wenn die Frauen von der Kirche fort sind, könnten wir doch deine Schwester besuchen, Mutter. Tante Sybil freut sich, wenn du kommst. Die Sonne scheint, und ...“

„Mir steht der Sinn überhaupt nicht danach, heute jemanden zu sehen.“

Annie zog sich bis an die Kante der Luke, ließ den Kopf nach unten hängen und schaute ihre Mutter an. Missmut war an ihrem finsteren Blick abzulesen. Sie hing einen Augenblick über der Luke, bis sie merkte, dass ihre Wangen erröteten.

„Falls du mich hinter meinem Rücken angaffst, bitte ich dich, sofort damit aufzuhören.“ Constance saß auf dem zerschlissenen Stuhl, den sie immer neben dem Fenster stehen hatte. Von diesem Platz aus hatte sie einen Blick auf das Grab ihres Mannes. Als Annie einmal versucht hatte, den Stuhl wegzuräumen, hatte Constance ihr befohlen, ihn sofort wieder zurückzustellen.

„Ich hasse es hier“, murmelte Annie leise bei sich.

„Mach bitte Platz.“ Ihre jüngste Schwester Clarisse kletterte die Leiter hinauf. Annie stieß ein übertriebenes Seufzen aus. Sie sehnte sich nach ein paar ungestörten, ruhigen Augenblicken auf ihrem Dachboden. Sie schloss die Augen und rollte sich zur Seite, als Clarisse zu ihr hinaufsprang. Clarisse war immer atemlos, stürmte und sprang durch das ganze Bauernhaus. Sie war ein einziges Energiebündel.

„Oh, meine Güte, ich darf nicht zu spät kommen, sonst schimpft Mrs. Gunneysax mit mir!“, rief Clarisse aus.

„Wer hat dir erlaubt, mein bestes Sonntagskleid anzuziehen?“ Annie legte den Kopf schief und schaute sie von unten an.

„Ich bin bei Mrs. Gunneysax zum Tee eingeladen.“ Clarisse hielt ihre Puppe mit dem zerbrochenen Gesicht hoch und drehte sich in dem viel zu großen Unterrock. Dabei hüpften ihre blonden Locken wie nervöse Federn um ihr engelhaftes Gesicht.

„Clarisse ...“

„Wir haben eine große Geburtstagsfeier für unsere Mutter vorbereitet und ...“

„Bitte zieh es aus. Ich will es nicht vor Sonntag noch einmal waschen müssen.“

„Was machst du, Annie?“

„Ich sterbe.“

„Du sagst so schreckliche Sachen.“

„Ich sterbe wirklich, Clarisse.“ Sie breitete die Arme auf den Decken aus, legte den Kopf zurück, verdrehte die Augen und stellte sich tot.

„Mutter, sie soll aufhören!“, rief Clarisse.

„Annie, ärgere deine Schwester nicht.“

„Du bist eine Petze, Clarisse!“

„Ich will, dass du kommst und mit mir spielst.“

„Ich kann nicht. Ich muss das Haus putzen. Hilf mir lieber. Einige Frauen von der Kirche kommen heute vorbei.“

„Warum macht unsere Mutter die Hausarbeit nicht mehr selbst?“

„Weil sie bereits tot ist. Sie hat es nur noch nicht in den Himmel geschafft wie Papa.“

„Ich gehe. Ich mag dich heute nicht, Annie, und Mrs. Gunneysax mag dich auch nicht. Mutter! Annie hat gesagt, du wärst ‚tot‘ ...“

„Zieh mein Kleid aus!“ Annie schaute ihrer Schwester nach, wie sie die Leiter hinunterkletterte, und war froh, dass sie ging. Sie warf erneut einen Blick über die Kante des Dachbodens auf ihre zerbrechlich aussehende Mutter. Ihre Haare waren viel stärker mit Grau durchzogen als früher. Bei dem Anblick, wie sie mit angezogenen Knien auf dem Stuhl saß, wollte Annie am liebsten weinen. Die Anspannung zwischen ihnen hatte sich in den letzten Tagen verstärkt. Der Tod ihres Vaters lag erst acht Wochen zurück und sie hatte große Schuldgefühle. Sie wollte jede Anstrengung unternehmen, um den Konflikt mit ihrer Mutter zu beenden. In einer immer wiederkehrenden Form der Selbstbestrafung rief sie sich erneut den Schicksalsschlag ins Gedächtnis, der ihre Mutter getroffen hatte.

Constance Carraway hatte nicht damit gerechnet,

dass sie kurz vor ihrem vierzigsten Geburtstag auf sich allein gestellt wäre und sich ohne fremde Hilfe im Leben zurechtfinden müsste. Daran musste Annie oft denken. Constance war an demselben Tag, zur selben Stunde, in der ihr geliebter Ralph seinen Geist aufgegeben hatte, innerlich gestorben. Ralph war fest entschlossen gewesen, einen abgestorbenen Baum zu fällen. Er hatte sich in der Schieflage des Baumes und dem Schwung seiner Axt verrechnet und war zwei Tage später begraben worden. Er hatte seinen Tod nicht geplant gehabt. Ebenso wenig hatte ihn Annies Mutter geplant.

Das alles weckte in Annie Schuldgefühle, auch wenn die Vernunft ihr sagte, dass es nicht ihre Schuld war.

Isabelle, Annies jüngere Schwester und das zweitälteste Kind der Familie, betrat mit einer Schüssel Brei und Speck die Wohnstube. „Iß etwas, Mutter. Du siehst erschöpft aus."

„Ich habe keinen Hunger", erwiderte Constance müde.

„Du musst aber etwas essen, Mutter. Während du isst, lese ich dir aus der Bibel vor."

Annie drückte ihr Kinn auf ihre gefalteten Finger, bis sie schmerzten. Sie betrachtete Isabelles herrliche kastanienbraune Haare, die immer von einer großen, geblümten Schleife zusammengehalten wurden. Tante Sybil, Doris' Mutter, hatte Isabelle ins Herz geschlossen und sie mit vielen Geschenken bedacht, darunter mit einem ganzen Korb voll Haarschmuck.

„Du bist so gut zu mir, Isabelle. Wenn die ganze Welt

so gut wäre wie du, hätten wir den Himmel auf Erden“, sagte Constance.

„‚Gott ist vollkommen; das Wort des Herrn ist vollkommen …‘“

„Du bist vollkommen, Isabelle“, murmelte Annie. Sie wusste, dass sie Recht hatte. Für alles, was passierte, für jede Katastrophe, die über sie hereinbrach, kannte Isabelle eine Bibelstelle. Annie seufzte, rollte sich auf den Rücken und drückte sich den durchgelaufenen Schuh auf die Brust, während sie Isabelle wie aus der Ferne hörte. Sie wischte sich eine wütende Träne aus dem Gesicht. Vater Gott, ich bin nicht gut. Mache mich gut um Mutters willen.

* * *

Bevor die Sonne die Hügel über dem Grab ihres Vaters hell beschien, stand Annie am Freitag auf, um Eier zu holen und heiße Waffeln zu backen. Danach würde sie über ihren geborgten Schulbüchern brüten. Die Sonne leuchtete in den Wohnraum unten nie so warm hinein wie oben auf Annies Dachboden. Der früher einmal sonnige Wohnraum war jetzt ein Gefängnis aus schweren Vorhängen und verschlossenen Türen geworden und hatte eine seltsame Blauschattierung angenommen. „Aprilblau“ hatte Clarisse es genannt.

„Ich laufe zum Brunnen!“ Annie blieb mit einem Eimer in der Hand an der Tür stehen. Ihr fiel auf, dass die Handschuhe ihres Vaters immer noch auf dem Fenstersims lagen, wo ihre Mutter sie an diesem Mor-

gen liegen gelassen hatte. Ihr Bruder Thomas hatte sie am Vortag getragen. Sie wusste, solange sie selbst nicht die Handschuhe aus dem Zimmer entfernte, würden sie wie ein Geist dort liegen, als eine weitere Erinnerung an ihre inneren Qualen, die sie nicht von sich abschütteln konnte.

So sehr Annie auch dagegen ankämpfte, lehnten sich ihr Denken und ihre Gefühlen gegen ihre Situation auf. Papa hatte sie alle verlassen, plötzlich und ohne sich zu verabschieden. Er war der Steuermann für die Carraways gewesen. Er hatte die Kommandos ausgegeben, und sie hatten sie gehorsam befolgt, aber mit dem Gefühl, beschützt zu sein. Trotz seiner harten Anweisungen hatte Annie ihn bewundert. Aber sie hatte nicht über seinen Tod trauern dürfen. Jedes Mal, wenn sie weinte, brach ihre Mutter in Tränen aus und musste tagelang das Bett hüten. Deshalb konnte Annie nur in der Tiefe ihrer Seele weinen, wo ihre Mutter es nicht sehen oder hören konnte. Erinnerungen an sonnige Tage, in denen sie blaue Veilchen unten am Gartentor gepflückt hatten, versanken im Staub ihres zwölf Jahre alten Verstandes. So sehr Annie sich auch anstrengte, ihre Mutter wollte nicht in das Land der Lebenden zurückkehren – schon gar nicht, als der Mann von der Bank kam und die Nachricht brachte, dass sie bald ihren Hof verlieren würden.

Ralph Carraway, der nun seit zehn Monaten tot war, hätte bestimmt nicht gewollt, dass ihr Zuhause den Schulden zum Opfer fallen oder dass ihr Leben in einen so jämmerlichen Zustand versinken würde. Davon

war Annie fest überzeugt, aber sie konnte ihrer Mutter nicht die Augen dafür öffnen. Sie machte zu Hause ihre Schularbeiten, um auf dem Hof zu helfen, während ihre vier Geschwister die Schule in dem einzigen Schulraum im Ort besuchten. Aber sie konnte aus dem Staub, den sie auf dem Boden zusammenfegte, kein Geld machen. Mutter hatte immer noch Mühe, abends einzuschlafen, und blieb oft noch lange nach dem Morgengrauen im Bett.

Anne hatte jedoch in den letzten Wochen einige ermutigende Anzeichen bei ihr entdeckt. Constance hatte wieder angefangen, im Garten zu arbeiten, auch wenn sie immer noch nicht den entferntesten Abglanz ihres früher einmal fröhlichen Lächelns zeigte, nach dem sich Annie so sehr sehnte. Annie warf sich ihren abgetragenen Wollmantel um die Schultern – eine Angewohnheit aus dem Winter – und beeilte sich, Wasser zu holen, bevor sie die Eier hereinbrachte und das Frühstück kochte. Während sie vom Brunnen zurückeilte, fühlte sie die Wärme in ihrem Nacken, die sie daran erinnerte, dass der Winter vorbei war. Es war Zeit, ihren Mantel wegzuräumen und auch andere Dinge fortzulegen.

Ihre Augen, eine Wildnis blauer Sehnsucht, schweiften auf der Suche nach Lösungen über das schweigende Land. Der Bauer Jock Carver hatte ihre Mutter gestern wie geplant besucht. Er hatte ein unübersehbares Interesse an Constance gezeigt – ein beunruhigendes Interesse nach Annies Meinung. Sie bog von dem Pfad ab, der geradewegs zum Haus zurück führte, und schlug statt dessen einen längeren Weg ein. Ihr Vater

hatte oft Spaziergänge auf den lehmigen Wegen unternommen und war mit Antworten zurückgekehrt. Aber die Berge mit ihren ersten grünen Schösslingen des Lebens, die aus der tauenden Erde lugten, lachten nur auf sie herab. Die frischen Farben und Gerüche eines lebendigen Frühlings riefen ihr voll Überheblichkeit zu, dass das Leben weiterging, selbst wenn man es zwingen wollte, stehenzubleiben.

„Annie?“

Sie fuhr herum und erblickte ihren achtjährigen Bruder Thomas vor sich, der zu ihr aufschaute.

„Du bist noch nicht unterwegs zur Schule?“

„Wir gehen bald, aber ich wollte dich noch etwas fragen.“

„Was denn?“

„Wird Mutter Mr. Carver heiraten?“

„Nein!“

„Sei nicht gleich so gereizt. Woher weißt du das?“

„Er ist nur ein Bauer, der sie besucht hat. Das ist alles – und nicht mehr.“

„Gut. Ich mag ihn nämlich nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Werden wir unseren Hof verlieren?“

„Nein.“ Sie bat Gott im Stillen, ihr diese Lüge zu vergeben.

„Da bin ich aber froh. Ich möchte Papa nie allein hier lassen.“

„Er ist nicht allein. Er ist im Himmel. Jetzt los mit dir. Sonst kommst du zu spät zur Schule.“ Sie bemerkte sein Zögern.

„Ich hab dich lieb, Annie."

„Ich hab dich auch lieb, Thomas." Annie umarmte ihren jüngeren Bruder. Die Unsicherheit, die sie in seinem verängstigten Gesicht sah, tat ihr weh.

„Tschüs, bis heute Nachmittag."

„Tschüs. Bevor du gehst, bring bitte Papas Handschuhe wieder in die Scheune, damit sie nicht verloren gehen."

„Das mache ich, wenn ich aus der Schule komme."

Sie biss sich auf die Lippe und sah ihm nach, wie er auf die Gruppe Bauernkinder zusteuerte, die alle wie junge Frühlingskrokusse auf den Hügeln zusammenliefen. Sie hoffte, ihre Geschwister behielten ihre Sorgen für sich. Wenn die Nachbarn von der Not der Carraways erfuhren, würde nur unnötiger Tratsch die Runde machen. Oder noch schlimmer, sie bekämen herablassende milde Gaben. Wahrscheinlich ahnten sie ihre Schwierigkeiten schon. Für Annie ein Grund mehr, von hier fortzuziehen und irgendwo anders neu anzufangen.

Das Problem war, dass Mutter sich weigerte, fortzuziehen. Dieser Gedanke deprimierte Annie. Papa hatte nie Almosen angenommen. Carraways waren anständig und fleißig und schafften es allein, genauso wie ihre keltischen Vorväter, die mit ihrem Blut für das Land bezahlt hatten, das die Carraways jetzt besaßen. Annie würde ihre Mutter vor sich selbst beschützen, selbst wenn das bedeutete, ihre Mahlzeiten zu rationieren, damit das Wenige, das von ihren Einnahmen aus der Landwirtschaft übrig blieb, genügte.

Thomas‘ Sorgen überschatteten ihr Denken und weckten eine innere Unruhe und Besorgnis in ihr. Wenn einem Achtjährigen schon Jock Carvers Interesse an ihrer Mutter auffiel, musste sie davon ausgehen, dass ihre eigenen Befürchtungen gut begründet waren. Der Mann war am Donnerstag bis in die Abendstunden bei ihnen geblieben. Sie hatte ihn von ihrem Dachboden aus beobachtet. Etwas an ihm weckte ihr Misstrauen, obwohl er oft von seinen guten Absichten sprach. Er lächelte viel, aber sein Lächeln munterte sie nicht auf. Er hatte mehr als einmal zu ihr hinaufgesehen, aber sie hatte ihn nicht beachtet. Annie stufte ihn als einen Mann der untersten gesellschaftlichen Schicht ein, der nur den Rock eines Gentlemans trug.

Jock Carver hatte keinen klugen Gesichtsausdruck und auch keinen intelligenten Blick wie Papa. Carvers Augen saßen dicht nebeneinander und hatten eine undefinierbare Farbe. Seine ungekämmten Haare hingen glatt und lang über seine Ohren und fielen ungleichmäßig um seinen Mantelkragen. Seine Hände und Fingernägel waren nie sauber – etwas, das Annie sehr störte. Für sie sah er eher wie ein Verbrecher aus, aber so etwas hatte sie nur zu Isabelle gesagt. Er hatte viele Worte darum gemacht, wie leid es ihm täte, wenn Mutter den Hof verlöre. Annie gefiel die vertraute Art nicht, in der er mit ihrer Mutter sprach, oder wie er den Stuhl neben dem Fenster verließ und sich auf das Sofa neben sie setzte. Das fand sie überhaupt nicht anständig. Genauso wenig sollte er ihre Mutter so bald schon Constance nennen. Annie fiel außerdem auf, dass

er zwar einen teuren Mantel trug, dass aber seine alten Lederschuhe ihre besten Tage längst hinter sich hatten. Wenn sie einen Menschen nicht kannte, betrachtete sie immer seine Schuhe und zog dann ihre Rückschlüsse daraus. Sie kam sehr schnell zu dem Schluss, dass sie Carver nicht mochte.

Die Tage vergingen viel zu schnell. Annie wusste, dass das Schicksal sie bald mit grausamer Wucht treffen würde, wenn Mutter ihre Trauer nicht von sich abschüttelte. Ihrer Mutter bliebe dann nur eine Wahl – einen Mann zu heiraten, den Annie verabscheute. Sie beschloss, mit ihrer Mutter einmal ein klares Wort zu reden. Annie kehrte ins Haus zurück und bereitete das Frühstück vor. Nachdem sie für sich und ihre Mutter je eine Schüssel Brei zubereitet hatte, schüttelte sie eine Serviette aus und legte sie ihrer Mutter schwungvoll auf den Schoß.

„Danke, Annie. Du bist heute Morgen so ruhig."

„Ich denke nach. Hast du diese Woche mit deiner Schwester gesprochen?"

„Mit meiner Schwester? Du meinst deine Tante Sybil? Worüber hätte ich denn mit ihr sprechen sollen?" Constance seufzte und stützte die Stirn auf ihre gefalteten Hände. Die Schatten unter ihren Augen verrieten die Last der Situation, die schwer auf ihr lag.

„Tante Sybil hat einige Ideen, was wir tun sollten."

Isabelle eilte mit ihrem selbstgemachten Schulranzen an ihnen vorbei. „Sagtest du Sybil?"

„Ihre Ideen sind dummer Unsinn!", sagte Constance.

„Sie hat das nötige Geld für solche Gedankenspiele. Wir nicht."

„Wir können unseren Hof nicht verlassen – es ist Papas Hof", sagte Isabelle.

„Isabelle, du kommst zu spät." Annie schaute vielsagend zur Tür.

„Mutter, ich verstehe, warum du hier bleiben willst", sagte Isabelle.

„Tschüs, Isabelle!" Annie stand auf und begleitete sie zur Tür.

„Ich gehe schon. Dränge mich nicht!" Isabelle schloss schnell die Tür.

„Wir haben sowieso einen sehr kleinen Hof, Mutter. Warum willst du dir nicht von der Familie deiner Schwester helfen lassen? Sie haben die nötigen Mittel, und da wir nicht ..."

„Ich gehe nicht weg, Annie." Constances Tonfall und ihr abwehrender Blick verrieten, dass sie die Angelegenheit bereits entschieden hatte, ohne die Wünsche ihrer Tochter zu berücksichtigen.

„Dein Schwager kann das Land jederzeit haben. Du weißt, dass ich die Wahrheit sage. Frauen können keinen Grundbesitz haben."

„Abbot Dearborn achtete deinen Vater zu sehr. Mein Schwager würde es nie nehmen, ohne mich dafür zu bezahlen."

„Dann lass dich von Onkel Abbot auszahlen! Wir könnten woanders neu anfangen. Ich hasse es hier!"

„Du verstehst das nicht. Dein Vater und ich wollten, dass du eines Tages einen Teil des Hofes bekommst.

Es war unsere Mitgift für dich, Annie. Wir wollten ihn für alle unsere Kinder."

„Ich brauche keine Mitgift, weil ich keinen Mann brauche. Ich werde bei dir bleiben und mich um dich kümmern. Das wäre Papas Wille gewesen. Ich kannte ihn besser als jeder andere."

„Du kanntest ihn nicht besser als ich. Er würde wollen, dass du heiratest – und zwar gut heiratest."

„Würde er wollen, dass so ein Typ wie dieser Carver wie ein Tagedieb hier herumlungert?" Sie hängte den Kessel an den Haken.

„Du schuldest mir Respekt, junge Dame! Kümmere dich lieber um deine eigenen Angelegenheiten und überlass die wichtigeren Dinge den Älteren."

„*Du* bist alles, was mir wichtig ist, Mutter! Bitte sag doch Mr. Carver, er soll aufhören, dich zu besuchen. Er macht mich nervös." Annie stand hinter ihrer Mutter. Ihre Gefühle übermannten sie. Sie legte die Arme um sie und drückte den Kopf an ihre Mutter.

„Er ist ein guter Mann, Annie. Er spricht gut von dir." Constance ergriff liebevoll Annies Hände, sprach aber mit unerbittlicher Miene.

„Das kann ich mir denken. Es würde Mr. Carver sehr gut tun, sein Land um das Carrawayland zu erweitern. Falls er überhaupt Land besitzt. Wir wissen überhaupt nichts über ihn."

„Ich hatte noch nicht viel Zeit, Annie. Ich habe diesen Mann doch erst kennengelernt!"

„Aber du weißt, was er will!"

„Du verurteilst ihn zu schnell. Er will uns nur helfen, er will uns helfen, den Hof zu retten."

„Lieber steckt ihn Tante Sybil in Brand, als dass so ein Mann ihn sich unter den Nagel reißt."

„Hester Parker sagt, ihr Bruder habe geschäftlich mit ihm zu tun. Er bezahlt seine Rechnungen im Geschäft immer pünktlich."

„Aber er sieht aus wie ein Verbrecher."

„Wir haben keine große Wahl, Annie. Was soll ich denn tun?"

„Tante Sybil hat dir davon erzählt, dass Siedler in Neusüdwales kostenlos Land bekommen."

„Das ist für Sträflinge. Nicht für anständige Leute."

„Es ist für alle, Mutter. Tante Sybil sagt ..."

„Pah! Tante Sybil!"

„England gewährt den Siedlern ein Darlehen bis zur ersten Ernte. Wir könnten Männer anstellen, die in Neusüdwales für uns arbeiten, sagt Sybil. Wir könnten einen Hof haben, der dreimal so groß ist wie dieser. Onkel Abbot sagt, er werde für uns unterschreiben. Wir werden reich sein."

„Wir wären Narren in einem fernen Land unter Fremden und Verbrechern. Das ist nicht christlich, sage ich."

„Ist es denn christlich, hier zu bleiben und den Träumen eines Toten nachzuhängen?" Annie schwieg, als sie die Traurigkeit im Gesicht ihrer Mutter sah. Sie merkte, dass sie unbedacht gesprochen hatte, legte hastig die Hand auf ihren Mund und drehte den Kopf weg.

„Annie Carraway, du solltest dich schämen! Du redest nur nach, was deine Tante sagt."

„Aber sie hat Recht! Aus dem Himmel kann Papa unser Leben nicht regeln, Mutter. Das müssen wir selbst tun. Bitte sag, dass du dich wenigstens genauer wegen Neusüdwales erkundigst."

„Das werde ich nicht." Constance schob ihr Frühstück weg und trat ans Fenster.

Annie litt unter dem Schmerz im Gesicht ihrer Mutter. Sie sehnte sich danach, den Schmerz aus ihrer aller Leben wegzuwischen und neu anzufangen. Wenn sie ehrlich zu sich war, musste sie sich eingestehen, dass die Aussicht auf kostenloses Land für sie bedeutungslos war. Sie wollte nur ihre Mutter von einem Mann fernhalten, den sie bestimmt bald heiraten würde, und zwar aus anderen Gründen als aus Liebe. Statt ihr ihre Ängste einzugestehen, hatte sie ihre Mutter mit unbedachten Worten verletzt. Sie hasste sich selbst fast genauso sehr, wie sie Jock Carver verabscheute. Er war so meilenweit von dem Mann entfernt, den sie und ihre Geschwister ihr Leben lang verehrt hatten.

Die Erinnerung an ihren Papa war ein weiterer Grund, alles zu packen und in das neue Land aufzubrechen: Die vielen Erinnerungen hier an ihn verboten ihnen jede Freude oder Hoffnung. Das Haus, der Hof, die Geräte in der Scheune, seine Handschuhe –alles flüsterte seinen Namen. Es war das Land, das ihren Vater getötet hatte. Sie hasste es und wollte an einem gnädigeren Ort neu anfangen. Sie stellte sich Neusüdwales als schöne Wildnis vor, die die Wanderer der Welt einlud, zu kommen und von ihren unberührten Schätzen zu kosten.

Schweigend und entschuldigend schlich sie sich hinter ihre Mutter und legte die Arme um sie. Sie vergrub das Gesicht in den weichen Falten ihres Mieders und merkte, wie ein Schluchzen in ihre Kehle stieg. Beide weinten ohne Worte, während der Morgen in den Vormittag überging.

* * *

Jock Carver kam am Samstag erneut zu Besuch.

„Guten Morgen, Constance, Annie", sagte er. Annie fiel auf, dass er seinen Hut abgenommen und ihn auf den Lieblingsstuhl ihres Vaters geschleudert hatte. Sie konnte sich nicht überwinden, ihm zu antworten.

„Guten Tag, Jock", sagte Constance und schloss die Tür hinter ihm. Ihre Augen tadelten stumm ihre älteste Tochter. Mutter trug immer noch das schwarze Trauerkleid, aber ihre Witwenkleidung störte ihn wenig wie Annies Unhöflichkeit.

Je öfter Annie ihn sah, umso mehr hatte sie das Gefühl, dass er zu vertraut mit Mutter war. Er war nicht aus demselben Holz geschnitzt wie Papa. Er war Welten entfernt von den guterzogenen Carraways. Seine ungebildeten Worte und sein ungehobeltes Betragen trieben sie mehr als einmal zu ihrer Zufluchtstätte auf dem Dachboden. Sie wollte, dass er wegging und nie wieder kam. Trotzdem kam er immer wieder. Am Samstagvormittag blieb er eine Stunde, er aß mit ihnen gemeinsam zu Mittag und ging wieder, ohne an Annie oder eines ihrer Geschwister viele Worte zu ver-